

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





FABIO GENOVESI

DIE BOTSCHAFT DER
RIESENKALMARE

Roman

Aus dem Italienischen von Karin Krieger



S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »Il calamaro gigante«
bei Feltrinelli.

© Feltrinelli 2021

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397494-2

Inhalt

- 1 Willkommen im Zirkus 7
- 2 Erinnerungen kann man nicht umarmen 13
- 3 Sag niemals *schon* 35
- 4 Jesus wandelt auf dem Wasser von
Pontedera 49
- 5 Kinder der Geschichten 61
- 6 Miserable Freunde, großartige
Totengräber 75
- 7 Ein Autobus auf dem Meeresgrund 95
- 8 Eine ganze Flut von Kalmaren 113
- 9 Die Tentakel des Weihnachtsmanns 127
- 10 Kinder entstehen in der Eisdiele 145
- 11 Alles ringsumher tanzt 163

1

Willkommen im Zirkus



Über das Meer wissen wir nichts.

Rein gar nichts, und doch ist das Meer fast alles.

Am Anfang war nur das Meer, dann hat es ein bisschen trockenen, staubigen Raum ans Festland abgetreten, und schon waren wir selbstherrlich dabei, New York oder Peking zum Zentrum der Welt zu erklären wie früher Babylon, Athen, Rom oder Paris ... Dabei ist das Zentrum der Welt das Meer. Es bedeckt drei Viertel des Planeten, den wir Erde nennen, der aber, wenn wir ehrlich sind, eigentlich Wasser heißen müsste.

Alles kommt aus dem Meer, auch wir, die komplizierte Weiterentwicklung irgendwelcher blinder Würmer, die damit beschäftigt waren, über den Grund der Ozeane zu kriechen. Dann haben wir uns Augen und Beine ausgedacht und sind rausgekommen, um zu sehen, was los ist, aber noch heute können wir nur deshalb auf dem Trockenen leben, weil wir jede Menge Wasser in uns haben. Mehr als die Hälfte unseres Gewichts. Wir sind zwar aus Fleisch und

Blut, haben Knochen und Nerven und auch ein paar Kleider am Leib, die mit der Mode wechseln, doch hauptsächlich sind wir Meer.

Doch über das Meer wissen wir nichts.

Dabei glauben wir, es bestens zu kennen. Wir machen Ferien am Strand, wo wir schwitzen, photographieren und es betrachten, aber eigentlich sehen wir es überhaupt nicht. Die Weite vor uns ist nur seine Hülle, seine salzige, glitzernde Haut.

Das ist wie damals, als ich noch klein war und unbedingt in den Zirkus wollte. Der lässt die Kinder heute völlig kalt, aber damals war Zirkus das Größte. So ist das eben, die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Mein Vater war als Kind verrückt nach Torrone, er durfte ihn nur zu Weihnachten essen, aber er träumte jede Nacht von ihm und kaute im Schlaf mit leerem Mund. Wenn du dagegen heute einem Kind ein Stück Torrone schenkst, kostet es davon und zeigt dich dann an.

Genauso war es mit dem Zirkus, den ich schrecklich gern besucht hätte, wie meine Freunde es taten, aber mein Vater ging nie mit mir hin. Er sagte, er sei trostlos, dort würde es stinken, die Tiere könnten einem leidtun, und die Clowns machten einem Angst, er denke nicht im Traum daran, da hinzugehen.

Aber eines Morgens verschenkte ein kleiner Herr in einer Jacke mit Sternen und mit einem Affen auf der Schulter vor der Schule Eintrittskarten, und wie könnte man einem mit einem Affen auf der Schulter widerstehen? Also bettelte ich hartnäckiger als sonst, bis mein Vater mich schließlich ins

Auto verfrachtete und los. Wir stiegen vor dem Zirkus aus, mein Vater nahm mich an die Hand, und wir drehten eine Runde um das Zelt, das groß, prall und rot war, mit ein paar andersfarbigen Flickern hier und da.

Dann kehrten wir zum Auto zurück und wieder ab nach Hause.

»So, das war der Zirkus«, sagte mein Vater mit der nächsten Zigarette im Mund. »Bist du jetzt zufrieden?«

Und ich wusste es nicht. Ich war ein bisschen enttäuscht, aber auch froh, denn wenn dieser legendäre Zirkus vielleicht auch keine große Sache war, so hatte ich ihn doch endlich gesehen. Ich wusste ja nicht, dass das eigentliche Schauspiel drinnen stattfand, unter der Zeltplane. Die Manege, Akrobaten, Zauberkünstler, Löwen, Elefanten. Ich war klein, ich war naiv, ich war ziemlich dumm.

Aber wir sind auch nicht besser, wenn wir von einem Tag am Strand zurückkommen und uns einbilden, wir hätten das Meer gesehen. Stattdessen haben wir stundenlang vor seiner glitzernden Plane gesessen, und da hinten, da in der Tiefe und überall war sein unglaubliches Schauspiel verborgen, gewaltig, spektakulär, unerforscht.

Mehr als die Hälfte des Meeres ist über dreitausend Meter tief, wir kennen die Oberfläche der Venus viel besser als den Meeresgrund.

Dort unten schwimmt und tanzt ein so vielfältiges, andersartiges, unvorstellbares Leben, dass es gemütlicher ist, nicht daran zu glauben, in keinem Zeitalter der Welt und in keinem Menschenalter.

Wie an einem anderen Morgen in jenem Zirkusjahr, als unsere Lehrerin uns aufgetragen hatte, unser Lieblingstier

zu zeichnen und dann der Klasse von ihm zu erzählen, und die anderen, als ich drankam, so laut lachten, dass sogar die Landkarten der Toskana und Asiens an den Wänden wackelten, während ich allen mein Bild vom Riesenkalmar zeigte.

Die Lehrerin versuchte, für Ruhe zu sorgen, aber da war nichts zu machen, und am Ende sagte sie, ein bisschen sei ich ja auch selbst schuld, weil ich mir von den vielen Tieren der Welt ausgerechnet eins ausgesucht hätte, das es nicht gibt. Ich wollte klarstellen, dass es das doch gab, na und ob, bloß dass im Klassenzimmer ein zu großer Radau herrschte und es sogar Bleistifte, Radiergummis, Füllhalter und Filzschreiber hagelte.

Kurz, sie waren wirklich fein raus. Alle, die sich im Leben keine Fragen stellen, die den kürzesten Weg nehmen, ohne auf das unermessliche Ringsumher zu achten, und wenn sie ihr Lieblingstier malen sollen, sich für einen Hund, für eine Katze oder höchstens mal für einen Hamster entscheiden, sind fein raus. Und wenn du einen Riesenkalmar malst, lachen sie und machen sich über dich lustig.

Denn auch sie wissen nicht, dass wir über das Meer nichts wissen. Dass unter der Plane Tiger sind, Affen, Schwertschlucker, Feuerspucker, bärtige Frauen, Messerwerfer. Und Riesenkalmare.

Wir wollen das nicht glauben, wir können es nicht, weil das ein so andersartiges Leben ist, dass es uns mit nur einem Schwanzhieb von jeder festen Überzeugung weghaut, von den Gleisen solider, immerwährender Gewissheiten, auf deren Erfindung wir viel Zeit verwendet haben, und es uns einer Realität aussetzt, die zu groß und zu üppig für uns ist.

Aber vielleicht ist das in Ordnung so, im Meer gibt es keine Gleise, man kann sich treiben lassen und hoffen, dass das Schicksal das Reiseziel bestimmt.

Auch Amerika wurde von einem entdeckt, der es nicht gesucht hatte. Kolumbus wollte zu einem Ort, der nichts mit Amerika zu tun hatte, aber er machte sich auf den Weg, und wenn du dich auf den Weg machst, kann alles passieren. Schon an Land, und erst recht auf dem Meer.

Wo ein gigantischer Traum auf uns wartet, eingehüllt in acht ellenlange Tentakel und zwei noch längere und uns mit zwei Augen, groß wie die Radkappen eines Lastwagens, anschaut.

Und während wir auf dem Weg sind, werden ein paar Freunde an Bord kommen, die an unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten gelebt haben, aber Seelenverwandte sind und so seltsam wie wir. Auch sie haben an den Riesenkalmar geglaubt, und prompt hagelte es Federhalter und Tintenfässer, Bleistifte und Pergamente und alles, was man zu ihrer Zeit sonst noch so benutzte. Doch mit diesem vom Himmel gefallenen Zeug zeichneten sie den Lauf ihrer spannenden, einzigartigen Leben, die einfach unglaublich waren.

Wie der Riesenkalmar. Wie unsere Reise. Wie wir.

Also los, auf geht's, willkommen an Bord, willkommen im Zirkus. Entschuldigt, dass ich keinen Affen auf der Schulter sitzen habe, aber Affen halten unter Wasser nicht lange durch. Und wir ja auch nicht, wenn man es recht bedenkt. Aber wir wollen jetzt nicht so viel nachdenken. Jeder Gedanke ist ein Nagel, der dich da festhält, wo du gerade bist, zwischen Gähnen und Bedauern.

Besser, wir wagen es, haben Vertrauen und springen hinein ins Vergnügen.

Fang uns nur gleich ein, du Riesenkalmar, Arme genug hast du ja.

2

Erinnerungen kann man nicht umarmen

Gehen wir mal anderthalb Jahrhunderte zurück.

Ein ganz schöner Sprung, und dann noch mal zwei Jahrhunderte. Das ist schon in Ordnung, hier gibt es keinen Zeitplan. Wir kochen ja keine Spaghetti, wir folgen einem Traum, und Träume laufen sprunghaft ab und wie sie wollen, sie tanzen nach ihrer ganz eigenen, unvorhersehbaren Musik.

Im Schnitt verbringen wir sechs Jahre unseres Lebens damit, zu träumen. Als ich das gelesen habe, kam mir das zunächst sehr viel vor – sechs Jahre träumen – und dann sehr wenig. Aber eigentlich habe ich keine Ahnung, weil die Zeit gerade bei Träumen nicht funktioniert. Also springen wir anderthalb Jahrhunderte zurück, das ist nicht schwer, wenn wir den Ballast von Uhren, Terminkalendern und vollen Wochenplanern abwerfen. Weg damit, und auf geht's.

Bis auf eine Jacke vielleicht, die brauchen wir noch, denn wir fahren zu den Kanaren, und da ist es immer windig.

Und doch liegt die *Alecton* hier jetzt reglos mitten auf dem Ozean. Denn stärker als der Wind ist ein Schrei vom Ausguckposten, der etwas gesichtet hat.

Ein feindliches Schiff, ein halb gesunkenes Wrack? Was sieht er da von der Spitze des Großmastes aus? Das fragt ihn auch Kapitän Bouyer, aber eine Weile ist nur der Wind zu hören, der noch mehr von seiner Kraft einsetzt wie ein Freund, der dir aus der Patsche helfen will. Dann die Antwort vom Ausguck, die einzig mögliche:

»Es ist ... es ist riesig.«

Der Kapitän greift zum Fernrohr, zwingt seinen Blick hinein, lässt ihn über den ruhigen Ozean schweifen, hin und her, hin und her, und sieht nichts. Aber er verharrt noch regloser als sein Schiff, als ihm klar wird, dass das, was er am Horizont sucht, selbst der ganze Horizont ist. Unermesslich groß und dunkel taucht es auf und verschwindet, taucht auf und verschwindet.

Dabei hatte Bouyer einen einfachen Plan, er wollte reibungslos und ohne Verspätung in Französisch-Guyana ankommen, bei seinen Vorgesetzten glänzen und eine weitere Stufe der militärischen Karriereleiter hochklettern. Aber da vorn ist dieses Ding, schlimmer noch, es ist nicht vorn, es ist überall, und es ruft ihn. Also kratzt er das letzte bisschen Luft zusammen, das ihm nicht weggeblieben ist, und gibt seinen Befehl: Beidrehen und auf dieses Ding zuhalten.

Und so geht die *Alecton*, während sie vom geplanten Kurs abweicht, in die Geschichte ein.

Heute, am 17. oder am 30. November 1861. Die einen sagen dies, die anderen das. Aber eigentlich ist es der 30., das

habe ich mir gemerkt, weil am 30. November meine Großmutter Giuseppina Geburtstag hatte.

Was jetzt gar nichts damit zu tun hat, aber doch auch sehr viel. Alles hat mit allem zu tun, das habe ich besonders von meiner Großmutter gelernt, in dem Sommer, den ich mit ihr in den Bergen verbrachte.

Ich war zehn Jahre alt, es war der letzte Schultag, ich war rausgeflitzt und wollte schnurstracks ans Meer, das nur einen Steinwurf entfernt war und mich seit einem Monat mit seiner Stimme aus den Wellen rief. Es strich mit ihnen über den Strand und zog sie zurück, vor und wieder zurück, als streichelte es die Haut der Erde und wollte mir sagen: Ich komme und hole dich, ich hole dich ab. Stattdessen holten mich an dem Tag meine Eltern ab, packten mich ins Auto, und los ging es in die Berge zu meiner Großmutter, sie luden mich bei ihr ab, und weg waren sie.

Vielleicht hatten sie mich satt. Vielleicht wollten sie noch mal von vorn anfangen, und ich war im Weg. Vielleicht hatte ich einen Fehler gemacht, als sie mich gefragt hatten, wie ich es denn fände, wenn ich ein Geschwisterchen bekäme, und ich geantwortet hatte, kein Problem, ich bräuchte nur vorher eine eigene Wohnung.

Also habe ich, als sie wegfuhr, geschrien, es wäre okay, wenn dieses Geschwisterchen käme. Ich könnte mich wahrscheinlich daran gewöhnen, es sei nicht nötig, mich in den Bergen auszusetzen. Da erklärte mir meine Mutter, es gebe kein Geschwisterchen, allerdings auch kein Geld, sie müsse den Sommer über in einer Pension putzen gehen und niemand könne auf mich aufpassen. Außer Großmutter

Giuseppina, die vor ein paar Monaten hier hoch in die Gargagnana gezogen sei, aus mysteriösen Gründen.

Also Berge, Wälder, Tiere und ein kleiner Lebensmittelladen mit einer Tanzfläche nach hinten raus, soll heißen einem Stück Wiese und einer Jukebox mit nur einem Song, »Ti amo« von Umberto Tozzi.

So verbrachte ich dann meine Nachmittage, ich tanzte allein und sang das Lied auswendig mit, doch es waren Liebesworte, die ich nicht verstand, und zum Abendbrot ging ich mit dem Kopf voller Gedanken nach Hause. Aber an diesem Abend vergaß ich sie alle, denn draußen war es noch hell, während in der Küche die Fensterläden schon geschlossen waren und Dunkelheit herrschte. Nach einer kleinen Weile sah ich, dass meine Großmutter am Herd saß und in eine Ecke starrte.

Und wenn etwas noch merkwürdiger ist als deine Großmutter, die im Dunkeln sitzt, so ist das, wenn sie im Dunkeln zu flüstern anfängt:

»Pommes frites? Eine Pfanne Pommes frites, wie ich sie immer mache?«

Ein bisschen in der Hoffnung, dass sie nicht verrückt geworden war, und ein bisschen, weil Pommes frites mein Lieblingsessen waren, beschloss ich, dass sie mich meinte. »Ja, danke, Großmutter!«

Aber sie schreckte hoch und fuhr mit weit aufgerissenen Augen herum. Ihre Augen waren die schönsten der Welt. Denn tatsächlich war es gelogen, als ich später im Leben einer anderen Person sagte, sie hätte die schönsten Augen der Welt. Meine Großmutter hatte die schönsten Augen, und die waren jetzt im Dunkeln weit aufgerissen.